

Hans-Martin Gutmann

Gott im Milieu

Input Synode Goslar November 2014

Das Bild der Kirche verändert sich. Wir leben in einer medialen Kultur. In einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft. Viele Gemeinden und Kirchenkreise spüren finanziellen Druck und sind in Veränderungen eingebunden, die oft schmerzhaft sind – z.B. in Regionalisierung, Fusionierung, Schwerpunktbildung. Vieles macht Sorgen und nicht nur Lust. Und auch die Berufsrolle des Pfarrers und der Pfarrerin wandelt sich. In der Regel sind Pfarrer nicht mehr – neben Bürgermeister, Schulmeister, Unternehmer, Arzt und Apotheker – Honoratioren des Ortes, deren Wort Gewicht hat, deren Gesicht überall bekannt ist, die auf die moralische Lage vor Ort Einfluss nehmen können (wie in einer Szene in dem wunderschönen Film „Cinema Paradiso“, in der der Priester die Filme zensiert, ehe sie ins Kino kommen, und alle Küsse rausschneidet).

Die Wandlung hat ganz unterschiedliche Ursachen. Kirchenaustritte spielen sicher eine Rolle. Aber Kirchenaustrittswellen gibt es in Deutschland nicht erst heute. Beispielsweise spielt die Industrialisierung seit Mitte des 19. Jahrhunderts bereits eine große Rolle, und seitdem hat es immer neue Schübe gegeben. Heute erleben wir, wie eine Veränderung in den Steuereinzugsverfahren, die von den Großkirchen selbst gewünscht wurde, eine neue massive Austrittswelle angestoßen hat.¹

Die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft verändert sich. Es gibt historische Weichenstellungen, die für unser Land spezifisch sind – z.B. die Trennung von Thron und Altar nach der Revolution 1918/19 und der Weimarer Verfassung. Das Grundgesetz nach der Zeit von Hitlerfaschismus und Krieg, das Religionsfreiheit garantiert und den Religionsgemeinschaften Einfluss auf den Religionsunterricht sichert.

Hinzu kommen gesellschaftlichen Großprozesse, die über die deutsche Situation hinausgehen und hier ein besonderes Gesicht entfalten. Individualisierung, Säkularisierung und Pluralisierung sind Schlagworte, die immer wieder gebraucht werden, unsere gesellschaftliche Situation und insbesondere die Rolle der Religion zu erklären.

¹ Ab 2015 wird die Kirchensteuer auf Kapitalerträge direkt bei den Banken erhoben. In der Regel kennen die Banken jedoch nicht die Religionszugehörigkeit ihrer Kunden. Manche Kirchensteuerzahler haben durch die Anfrage der Banken wohl überhaupt erst von der Steuerpflicht ihrer Kapitalerträge erfahren haben.

Die Rede von der „Individualisierung“ der Gesellschaft² meint die Freiheit und zugleich den Zwang zur individuellen Wahl von Lebensperspektiven und Glaubensmöglichkeiten. All dies versteht sich nicht mehr durch Zugehörigkeiten und Herkunft von selbst. Wir sehen einen historisch neuen Zugewinn an räumlicher und sozialer Mobilität. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass man den Beruf, den man einmal gelernt hat, ein Leben lang ausübt. Langfristige Bindungen an städtische und zunehmend auch dörfliche Lebenswelten werden unselbstverständlich – und sie können von den einzelnen Menschen in dieser Intensität auch gar nicht mehr gelebt werden.

Ein Beispiel: Das Bild aus meinen Kindheitserinnerungen. Mein Dorf Immenrode aus diesen Tagen in den Fünfzigern gibt es so nicht mehr. Schafstall, Pferdetränke im Bach, die Hammerschläge aus der Schmiede über glühendem Feuer, der Weg zum Bäcker und zum Schlachter, wo die Todesangst-Schreie der Schweine mich durch die ganze Kindheit begleitet haben, der Schulraum für mehrere Klassen gleichzeitig, die Wege durch den Wald am Dorfrand. Das Dorf war damals noch landwirtschaftlich geprägt. Damals gab es noch zwei Schlachtereien, zwei Bäckereien, drei Lebensmittelgeschäfte, mehrere Käsereien, zwei Dorfgasthöfe („Zur Eiche“ und „Zur Post“). Die Kirche war nicht der Mittelpunkt des Dorflebens, aber gehörte selbstverständlich dazu – wie die übrigen Vereine im Dorf auch. Die Industrialisierung und das Sterben der kleineren Bauernhöfe, die Verdrängung der Geschäfte durch städtische Supermärkte, die „Modernisierung“ des Dorfes begann so richtig in den Sechzigern. Seitdem hat sich das Leben in den Dörfern verändert – wie in anderer Weise den städtischen Regionen auch.

Die Rede von Individualisierung kann vieles erklären, was sich heute verändert. Aber: es gibt viele Menschen, die nicht mobil sind. Arme sind in der Regel nicht mobil – es sei denn, sie sind so arm, dass sie in ihrer Heimat nicht überleben können und weg müssen. Und als Flüchtlinge bei uns Lebensmöglichkeiten suchen. Hartz-IV-Empfänger/innen, „working poor“, auch Menschen mit Migrationshintergrund sind von Wahl- und Mobilitätsmöglichkeiten der individualisierten Gesellschaft weitgehend ausgeschlossen. Ein zweites Stichwort, das die Veränderung in der Präsenz der Kirchen heute erklären will, heißt „Säkularisierung“.- Mittlerweile wissen wir aber, dass dieses Stichwort zu wenig erklärt. Säkularisierung beschreibt eine auf Westeuropa begrenzte Entwicklung, trifft aber weder in Afrika und Asien noch in Amerika zu.³ Aber auch für Europa gilt die Säkularisierungsthese

² Die Debatte zur gesellschaftlichen Individualisierung wurde vor zwanzig Jahren angestoßen von Hans-Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986

³ Vgl. Peter L. Berger, A Market model for the Analysis of Ecumenicity. Social research 30, 1967, 77-93

nicht wirklich.⁴ Mittlerweile ist in Massenmedien immer wieder von einer „Wiederkehr der Religion“ die Rede. Praktisch-theologische Untersuchungen zu „Religion und populärer Kultur“⁵ zeigen beispielsweise die Lebendigkeit von religiösen, im engeren Sinne christlichen Symbol- und Ritualwelten in der populären Kultur zwischen Kino- Fußball und Internet; auch religiöse Traditionen sind durch Individualisierung nicht einfach verschwunden, sie leben an anderen Orten weiter.

Tragfähig von den „Großtheorien“ zu „Gesellschaft“ ist dagegen die Rede von der Pluralisierung der Gesellschaft.⁶ Ganz gleich, ob man das gut findet: Wir leben in einer faktisch multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft. Wir leben als evangelische Christenmenschen in einer Gesellschaft, in der andere christliche Konfessionen lebendig sind genauso wie andere religiöse Orientierungen, und es gibt immer mehr konfessionslose Menschen. Evangelisches Christentum muss möglichst deutlich gelebt werden, um zu überleben, und muss zugleich Respekt und Bereitschaft zum Dialog mit anderen Lebensorientierungen und Glaubenshaltungen leben.

Auch das globale Christentum selber ist in „Pluralisierung“ einbezogen. Mittlerweile lebt die überwältigende Mehrheit von Christen in der nichtwestlichen Welt – mit explodierenden Mitgliedschaftssteigerungen.⁷ Zugleich verschiebt sich das Gewicht von den traditionellen Großkirchen auf pentekostale, charismatische und evangelikale Glaubensformen.⁸ Solche Gemeinden sind mittlerweile auch in europäischen Metropolen wie Hamburg beheimatet in dem Maße, wie beispielsweise afrikanische Flüchtlinge hier ein neues dauerhaftes Zuhause suchen. Wie kann die evangelische Kirche in Deutschland von ihren ökumenischen Geschwistern vor allem Lebendigkeit und Deutlichkeit christlichen Lebens lernen, ohne die Gefahr einer Fundamentalisierung der christlichen Religion zu unterschätzen?

Evangelische Gemeinden müssen ihr Gesicht vor Ort ausprägen im Gegenüber zu anderen religiösen Orientierungen oder in einem Feld überwiegender Konfessionslosigkeit. Viele Menschen suchen das, woran sie ihr Herz hängen, eher auf dem Fußballfeld oder an der

⁴ So fasst Theodor Ahrens in seinem hervorragenden Literaturbericht diese Einsichten zusammen: Theodor Ahrens, Zur Zukunft des Christentums. Abbrüche und Neuanfänge. Frankfurt a.M 2009, 40

⁵ Vgl. die Autor/innen unter akpop.de

⁶ Vgl. in praktisch-theologischer Zuspitzung Martin Kumlehn, Kirche im Zeitalter der Pluralisierung von Religion. Ein Beitrag zur praktisch-theologischen Kirchentheorie, Gütersloh 2000

⁷ In Afrika beispielsweise von ca. 116 Millionen 1970, also zum Abschluss der Kolonialzeit, auf 423 Millionen Christen 2008 (jährliche Zuwachsrate von 2,4%); dagegen in Europa einschließlich Russland von 467 Millionen 1970 auf 556 Millionen heute (jährliche Zuwachsrate 0,13%). David B. Barrett et al., Missometrics 2008: Reality Checks for Christian World Communions, IBMR 32, 2008, 27-30, zit. nach Theodor Ahrens, a.a.O., 16f.

⁸ Vgl. in diesem Zusammenhang die Diskussion der Thesen von Philip Jenkins, Alistair E. McGrath und John V. Taylor bei Theodor Ahrens, a.a.O., passim

Börse, im Internet oder im Kino, oder in den face-to-face-Beziehungen von Nachbarschaften und Freundschaften, jedenfalls nicht mehr im Gottesdienst oder in der Mitarbeit in der Gemeinde. Die Präsenz der evangelischen Kirche in der Öffentlichkeit eines Ortes, erst recht in den Medien, ist gegenüber den fünfziger/sechziger Jahren entwertigt worden. Zugleich ist den Pfarrer/innen eine immer größere Aufgabenvielfalt zugewachsen, ohne dass sie an anderer Stelle entlastet werden. Umstrukturierungsprozesse wie Fusionierung, Regionalisierung und Zusammenlegung von Gemeinden, von Kirchenkreisen, manchmal von ganzen Landeskirchen bedeuten zusätzlich viel Arbeit, ohne dass für die Leute vor Ort oft erkennbar ist, wo die Wichtigkeit oder der Gewinn liegt. Nicht alle diese Prozesse sind schlimm, manches – und vor allem der Verlust an gesellschaftlicher Wichtigkeit – beinhaltet auch Freiheitsgewinn. Aber zugleich sind viele Kolleg/innen im Pfarramt verunsichert und faktisch überfordert. Die Grenze zwischen Privatheit und Intimität für die einzelnen, für ihre Lebenszusammenhänge in Ehe, Familie und Freundschaft und andererseits den beruflichen Rollen in der Öffentlichkeit wird oft durchlöchert. Oft bleibt nicht einmal ein klar definierter freier Tag in der Woche. All dies macht den Beruf der Pfarrer/in unübersichtlich, oft unattraktiv, oft belastend – wie auch aus Befragungen von Kolleg/innen im Pfarramt hervorgeht.

Wir brauchen Stärkung. In Wahrnehmung und Reflexion, Ich-Stärkung und Einübung in Frömmigkeit. So können wir heilsame Distanz entwickeln, um uns nicht von den überflutenden Anforderungen einfach aufsaugen zu lassen und so inkompetent, aber auch unglücklich zu werden.

Viele Probleme. Und in all dem soll ich heute ein Thema besonders herausgreifen: Die Frage nach dem Milieu. In Ihrer Einladung haben Sie geschrieben: „Deshalb beschäftigen wir uns mit der Frage, welche Bedeutung die sozialen und die kulturellen Milieus nach heutigem Stand der Wissenschaft für Kirche und Glauben haben.“

Okay. Wollen wir mal sehen.

Klavier

In ihrem Buch „Milieus praktisch“⁹ haben Eberhard Hauschildt, Eike Kohler und Claudia Schulz eine integrierende Zusammenschau und Zusammenfassung der bisherigen

⁹ Claudia Schulz, Eberhard Hauschildt und Eike Kohler, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde. Göttingen 2008.

Milieuforschungen in praktischer Absicht vorgelegt.¹⁰ In Anlehnung an die Lebensstiltypen evangelischer Kirchenmitglieder in der vierten EKD-Mitgliedschaftsstudie werden hier sechs Milieutypen unterschieden: Die Hochkulturellen (hochkulturell-traditionsorientiert) – Altersdurchschnitt: 63 Jahre; die Bodenständigen (gesellig-traditionsorientiert) – Altersdurchschnitt: 65 Jahre; Die Mobilen (jugendkulturell-modern) – Altersdurchschnitt: 29 Jahre; die Kritischen (hochkulturell-modern) – Altersdurchschnitt: 44 Jahre; die Geselligen (von Do-it-yourself geprägt, modern) – Altersdurchschnitt: 42 Jahre; die Zurückgezogenen (traditionsorientiert, unauffällig) – Altersdurchschnitt: 53 Jahre.

Es geht bei der Wahrnehmung von Milieueigentümlichkeiten um das Achthaben auf Vielfältigkeit und Differenz beispielsweise mit Hinblick auf Lebensstil und Geschmack, in der Weise, sich selbst inszenieren, insbesondere in Hinblick auf ihre Körperlichkeit. Es geht darum, wie Menschen am kulturellen, politischen und kirchlichen Leben partizipieren, was sie mögen – z.B. in Wohnungseinrichtung und Musikgeschmack, Kleidungsstil und Geselligkeitsformen –und vieles andere mehr.

Ich gebe ein Beispiel. In den Milieuuntersuchungen gilt mit Blick auf kirchliche Verbundenheit als eigentlich problematischer Milieutyp der Typ 3, bezeichnet als die „Mobilen“, jugendkulturell-modernen Menschen mit einem Altersdurchschnitt von 29 Jahren. Als Charakteristika dieses Milieus gelten: Unabhängigkeit, Lebensgenuss, Attraktivität, mit Freizeitinteressen wie Aktivsport, Kino, Computer. Die mobilen Jugendkulturell-Modernen sind kaum in Nachbarschaftskontakte eingebunden und am stärksten individualisiert. Sie tauchen am seltensten im Vereinsleben der Kirchengemeinden auf, am ehesten noch zu Weihnachten und bisweilen in Bestattungsgottesdiensten, manchmal auch in Hochzeitsgottesdiensten. Sonst haben sie wenig Kontakt zur Kirche. Ihr Musikgeschmack orientiert sich am ehesten an aktueller Rock- und Popmusik.

Claudia Schulz schreibt¹¹: „Der Typ 1 (die hochkulturell-traditionsorientierten Menschen, HMG) lässt sich dabei als der am stärksten kirchenverbundene, der Typ 3 als der am schwächsten kirchenverbundene Typ bezeichnen. So erwägen oder planen kaum 2 % der Mitglieder des hochkulturell-traditionsorientierten Lebensstiltyps 1 den Kirchenaustritt, aber fast 15 % der Mitglieder des jugendkulturell-modernen Typs 3. Sie repräsentieren damit mehr als die Hälfte der insgesamt austrittsbereiten Mitglieder. Ähnlich starke Unterschiede finden sich auch in der Bewertung der so genannten Kerntätigkeiten der Kirche: Verkündigung,

¹⁰ Michael Meyer-Blanck, a.a.O. 251

¹¹ Claudia Schulz, Lebensstile in der Regionalisierung ...

Lebensbegleitung durch Kasualien und Seelsorge sowie die Hinwendung zu den Schwachen und Hilfsbedürftigen. Jeder dieser Bereiche ist im Durchschnitt für fast die Hälfte der Befragten ein Grund für die eigene Kirchenmitgliedschaft. Mit Blick auf die Lebensstile ergibt sich ein differenziertes Bild: Beim Lebensstiltyp 1 fungieren diese Tätigkeiten der Kirche für bis zu 80 % der Mitglieder als Mitgliedschaftsgrund, beim Typ 3 sinkt die Zustimmung auf Werte zwischen 20 und 40 % ...“ Dies betrifft auch die Wichtigkeit des Gottesdienstes und die Akzeptanz der Sprache der Liturgie für Angehörige dieses Milieutyps von mobilen, jugendkulturell orientierten Menschen.

Für die Wahrnehmung von Milieus sind vor allem Fragen des Lebensstils, des Geschmacks, der Selbstinszenierung relevant, vornehmlich die Wahrnehmung populärer Kultur. Lebensstile prägen sich aus gerade auch in Hinblick auf Vorlieben oder Abwehr gegenüber populärkulturellen Werken, Events und Inszenierungen. Nehmen wir die populäre Musikkultur als ein Beispiel: Die traditionell-gesellig-bodenständig orientierten Menschen aus dem Milieutyp 2 werden sich eher Hansi Hinterseer anhören, die jugendkulturell-modernen „Mobilen“ eher die Hip-Hop-Band „Fettes Brot“ (Milieutyp 3), die in der Altersgruppe etwa doppelt so alten hochkulturell-modernen „Kritischen“ (Milieutyp 4) eher Herbert Grönemeyer oder, wenn es hochkommt, Herbie Hancock. Die do-it-yourself-geprägten modernen „Geselligen“ mit dem Altersschnitt Anfang 40 (Milieutyp 5) werden „Hölle, Hölle, Hölle“ mitgrölen, wenn die Ruhrgebietsröhre Wolfgang Petri beim Schützenfest oder einer Grillparty aufgelegt wird, die traditionsorientierten zurückgezogenen „Unauffälligen“ (Milieutyp 6) vielleicht Peter Alexander oder Catarina Valente, und die hochkulturell-traditionsorientierten „Hochkulturellen“ (Milieutyp 1) werden dem Populärkulturellen ohnehin eher abhold sein und sich, wenn nicht Bach, Mozart, Brahms oder Schönberg, so doch wenigstens Dizzie Gillespie hingeben. Und diese milieuspezifischen Eigentümlichkeiten zeigen sich entsprechend in Vorlieben, Abwehr oder Desinteresse gegenüber gottesdienstlicher Musik von gregorianischen Liturgiestücken über barocke Gesangbuchlieder bis hin zu Taizégesängen oder populärkulturellen Adaptionen wie Neil Diamonds „morning has broken“.

Aus Sicht der kirchlichen Mitgliedschaftsstudien ist besonders kritisch der Milieutyp der jugendkulturell-mobilen „Modernen“ im Blick. Dabei darf nicht vergessen werden, dass sich diese Szene auch wandelt, und dass Menschen aus ihr herauswachsen, je älter und gesetzter sie werden. Einige von diesen Helden sind nach einiger Zeit sicherlich genauso in die Jahre gekommen, wie die Angehörigen des seinerzeitigen Milieutyps 3 mittlerweile dem Milieutyp

4 (also den hochkulturell-modernen „Kritischen“) oder, auch das kommt vor, dem hochkulturell-traditionsorientierten Milieutyp 1 zuzurechnen sind.

Mit Blick auf die Milieu-Diskussion in Kirche und Praktischer Theologie plädiere ich für Gelassenheit und Desensibilisierung gegenüber rigiden Wahrnehmungsrastern. Ich finde es richtig und befreiend, wenn Claudia Schulz und Eberhard Hauschildt in Hinblick auf Milieus von einer „Brille“ sprechen, also einer Wahrnehmungseinstellung, die Interpretationen des konkreten sich-Verhaltens, sich-Orientierens von Individuen erleichtern sollen. So weit, aber auch nicht weiter. Wenn man Menschen strikt und rigide unter Milieus unterordnen wollte, würde man, denke ich, den notwendigen Respekt und die Achtung vor den einzelnen vermissen lassen. Wir müssen und dürfen immer damit rechnen, dass individuelle Menschen anders sprechen, sich anders verhalten und orientieren, als wir dies nach ihrer Milieuzugehörigkeit erwarten.

Einen kritischen Punkt sehe ich allerdings in der folgenden Überlegung. Meine Wahrnehmung ist, dass in der Milieuinteressiertheit der kirchlichen Mitgliedschaftsuntersuchungen die soziale Problematik unserer Gesellschaft, insbesondere die Armutproblematik zu wenig in den Blick kommt. Armut bedeutet vor allem als Ausgrenzung aus gesellschaftlichen und kulturellen Partizipationsmöglichkeiten für die betroffenen Menschen. In den Mitgliedschaftsuntersuchungen¹² ist vieles zu lernen über Mitgliedschaftstypologien in Hinblick auf Nähe und Distanz zur Kirche, über Lebensstile und Weltansichten, aber m.E. zu wenig über ökonomische Konflikte, Verarbeitung erwerbsbiographischer Unsicherheiten und Lebenslagen, die mit Armutserfahrungen in Zusammenhang stehen.¹³ Damit unterschreiten die Milieuanalysen in der Mitgliedschaftsuntersuchung den Diskussionsstand, der mittlerweile in den Sozialwissenschaften in diesem Feld erreicht ist.

In der sozialwissenschaftlichen Diskussion wird von Milieus und Lebensstilen deshalb gesprochen, weil vertikale Ordnungskonzeptionen (z.B. „Klasse“, „Schicht“) die gesellschaftliche Wirklichkeit zu wenig treffen. Aber: Die Orientierung an Lebensstilen wird mittlerweile einer kritischen Revision unterzogen. Die Lebenswirklichkeit der Leute wird auch hier zu wenig erreicht. Deshalb: Die Konzepte „Lebenslage“ und „Lebensführung“

¹² Vgl. Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker (Hgg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

¹³ Im Abschnitt *Die sozialkulturelle Verortung der Kirchenmitglieder* lässt sich eine kurze Einlassung zur ökonomischen Integration finden: „Von den Mitgliedern mit hoher Kirchenbindung und hoher Religiosität sind 23,1 % stark integriert, im Mitgliedschaftstypus mit der größten Distanz sind es 48,6%. Die religiösen Mitglieder mit starker Distanz zur Kirche (Typ 2) sind mit 36,2 % ökonomisch stärker integriert, als dies für den umgekehrten Fall, den dritten Typ, mit 23,9 % gilt.“ Ebd., 157.

erlauben, die Grenzen zu thematisieren, die durch gegebene oder verweigerter Partizipationsmöglichkeiten und Beteiligungschancen gezogen werden. Und die sind eng mit den jeweils verfügbaren Haushaltseinkommen und der damit verbundenen sozialen Zuweisungen von Armut bzw. Reichtum verknüpft.

Ich haben den Eindruck, dass diese Fragerichtung nach Ausgrenzung von Menschen aus gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten aufgrund von Armut als Lebenslage auch von Kolleg/innen mittlerweile ernster genommen wird, die an Milieus mit Blick auf kirchliche Arbeitsmöglichkeiten interessiert sind – deutlich beispielsweise im zweiten, von Claudia Schulz und Eberhard Hauschildt herausgegebenen Band von „Milieus praktisch“, der auf diakonische Handlungsmöglichkeiten konzentriert ist.

Eine weitere kritische Anfrage an die Tragfähigkeit der Milieuuntersuchungen ist stärker theologisch interessiert. In einer Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts (SI) der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit dem Titel „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier...“¹⁴ (Galater 3,28) wollen die Autorinnen Petra-Angela Ahrens und Gerhard Wegner den Sinn der neuen Milieu-Aufmerksamkeit in der Kirche keinesfalls bestreiten, aber auf ihr evangelisches Potential hin fokussieren. Na klar: Die Fragen nach Lebensstilen und Geschmack, nach musikalischen Vorlieben u.ä., also alles, was in die Milieuaufmerksamkeit hineingehört, ist wichtig. Aber: Man kann Menschen nur dann durch milieu-spezifische Inszenierungen zwischen Musikgeschmack und Mediennutzung zur Teilnahme an kirchlichem Leben gewinnen, wenn die Leute eine offene und tendenziell positive Haltung zum Glauben schon mitbringen. Umgekehrt gesagt: man kann die Leute nicht zum Evangelium bringen, wenn man z.B. für Angehörige des popkulturell-modernen Milieus Hiphop-Gottesdienste macht. Man kann allerdings die Christenmenschen, die es in diesem Milieu wie vereinzelt auch immer gibt, damit beglücken, keine Frage.

Die Autor/innen schließen: Theologische Aufgabe ist eine neue Gewichtung zwischen „Mission“ und „Milieu“. Der Glaube an das Evangelium selbst hat von Anbeginn milieubildende Kraft. Auch die Liturgie des evangelischen Gottesdienst schafft sich das Milieu, das ihm angemessen ist und beeinflusst aus eigener heilsamer Kraft die Lebensstile in den unterschiedlichen Milieus.

Klavier

¹⁴ Petra-Angela Ahrens, Gerhard Wegner, „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier...“ Erkundungen der Affinität sozialer Milieus zu Kirche und Religion in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Hannover 2008

Was die Gemeindegarbeit angeht und insbesondere die gottesdienstliche Arbeit bei Kasualien – also Bestattungen, Hochzeitsgottesdiensten, Konfirmationen und Taufen – angeht, finde ich die Milieuaufmerksamkeit besonders wichtig, und zwar besonders bei kirchlichen Bestattungen.

Ich trete mit Kollegen¹⁵ dafür ein, dass Pfarrer_innen bei der Musikauswahl für Bestattungsgottesdienste – hier kommt es oft zu Konflikten mit den Angehörigen – keinen Geschmacksunterricht betreiben sollten. Geschmacksunterschiede verdanken sich in der Regel der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Milieus¹⁶. Wenn wir Menschen in existenziellen Krisen begleiten, sollen wir keinen Geschmacksunterricht betreiben und keine Menschen ausgrenzen, deren Milieus uns fremd ist. Unsere Aufgabe als Pfarrer_innen ist in diesen Gottesdiensten vor allem, den Trauerprozess zu unterstützen¹⁷: Musik *definiert den Raum*. Von ihrer Auswahl hängt die Chance ab, ob der Raum der Bestattungsfeier als Raum der Begegnung, als Schwelle zwischen dem Lebensraum und dem Raum des Todes erlebt werden kann. Musik kann Trauer öffnen, die Realisierung des Todes erleichtern und auch Schutz gegenüber dem Bedrohlichen des Todes anbieten.

Ein Beispiel: Von den traditionellen Beerdigungsliedern wird „So nimm denn meine Hände“ am häufigsten gewünscht. Soll man dieses Lied singen lassen?¹⁸ Ja: denn Nimmt man die psychoanalytische Literatur zu *Trauer*¹⁹ zur Kenntnis, brauchen Menschen in dieser Trauerphase *Regression*, haben wenig Interesse für ihre Umwelt, sind wenig liebesfähig, in ihrer Leistung gehemmt. Für diese notwendige Phase im Trauerprozess bietet „So nimm denn meine Hände“ eine gute Ausdrucksgestalt an.

Eines der meistgewählten populärkulturellen Werke bei Bestattungsfeiern des vergangenen Jahrzehnts ist der von Celine Dion interpretierte Schlussong aus James Cameron's „Titanic“ (USA 1997), „My Heart Will Go On.“ Vermutlich wegen der *Verbindung mit der Filmerzählung* von „Titanic“. Der Titanic-Song gibt einer Sehnsucht Raum: nach einer Liebe, die – wie im Film – stärker ist als der Tod; nach einer Gemeinschaft der Liebenden, die gegen

¹⁵ E.Hauschildt, Unterhaltungsmusik in der Kirche. In: G.Fermor/H.-M.Gutmann/H.Schroeter Hg., Theophonie. Grenzgänge zwischen Musik und Theologie. Rheinbach 2000, S.285-298

¹⁶ G.Schulze, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/M/New York, 3.Aufl. 1995, S.277ff.

¹⁷ Ich verdanke wichtige Einsichten in diesem Abschnitt der zitierten Arbeit von Th.Waubke, a.a.O., S.21ff.

¹⁸ W.I.Sauer-Geppert, A.Marti, „So nimm denn meine Hände“, JLH 27, 1983, Kassel 1984, S.207-225, hier S.212ff.

¹⁹ S.Freud, Trauer und Melancholie. In: Mitscherlich, Richard, Strachey Hgg., Sigmund Freud. Studienausgabe, Bd. III. Psychologie des Unbewußten. Frankfurt/M. 1975, S.193-212

alle Gefährdungen und Missachtungen durchgehalten werden kann; nach einem versöhnten und befreiten Leben, für das biblisch das Symbol des Reiches Gottes einsteht.

Neben selbstgewählter Musik sollten Pfarrer_innen den Hinterbliebenen auch die Möglichkeit geben, den Raum der Bestattungsfeier zu schmücken, vielleicht Bilder und Dinge mitzubringen, die in der Beziehungsgeschichte mit dem/der Verstorbenen wichtig waren.

Wie Menschen einen Gottesdienst erleben, hängt auch beim allsonntäglichen Gottesdienst deutlich von ihrer Milieuzugehörigkeit ab. Meine Kieler Kollegin Uta Pohl-Patalong hat dies in ihrem Buch „Gottesdienst erleben“ untersucht.²⁰ Wir müssen das „Erleben“ der Menschen ernst nehmen, auch und gerade gegenüber den Gottesdiensten – das ist die Grundüberlegung dieses Buches. Die Leute sollen stärker als Subjekte ihres Erlebens, Lebens und Glaubens, aber auch als Subjekte der Inszenierung und Gestaltung von Gottesdiensten in den Blick kommen können.²¹ Beispielsweise hängt stark von der Milieuzugehörigkeit ab, ob Menschen lieber traditionelle gottesdienstliche Liturgien mögen oder Gottesdienste in neuer Gestalt.²² In dieser Untersuchung wurden Menschen befragt, die unterschiedlichen Milieus zugehören. So schätzt die 80jährige Gertrud (hochkultureller Lebensstil 1) die traditionelle agendarische Form und hat eher Schwierigkeiten mit neuen Gottesdienstformen, ebenso wie auch der 65jährige Manfred (65 Jahre, bodenständiger Lebensstil 2), der sich die „gute alte Kirche“ wünscht und dass man, wenn überhaupt, Neuerungen langsam und mit Rücksicht auf alte Leute einführt. Der 64jährige Friedrich, als ehemaliger Banker dem hochkulturellen Milieutyp 1 zugehörig, hat selber mit einer Gruppe an alternativen Gottesdienstformen gearbeitet und sein Herzblut darein gehängt, während die 65jährige Hannelore (bodenständiger Lebensstil, Milieutyp 2) mit der klassischen agendarischen Form kein Problem hat, sich aber gerne zu besonderen Gottesdiensten geht wie Frauen- Tanz- oder Tanzaniagottesdiensten, ohne eine klare Alternative zum agendarischen Gottesdienst zu sehen. Ganz ähnlich äußert sich die 25jährige Lena (jugendkultureller Lebensstil 3), die die Chance sieht, mit alternativen Gottesdiensten andere Menschen als bisher für den Gottesdienst zu engagieren. Ich denke: Empirische Untersuchungen und insbesondere die Aufmerksamkeit auf Milieuzugehörigkeit haben dann einen guten und unaufgebbaren Sinn, wenn sie die Orientierung an unserer eigentlichen Aufgabe unterstützen, das Evangelium von Gottes

²⁰ Uta Pohl-Patalong, Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst. Stuttgart 2011

²¹ Ebd., 7 u.ö.

²² Vgl. zum folgenden ebd., 107ff

bedingungsloser Liebe und Zärtlichkeit gegenüber allen Menschen und allen Geschöpfen mit den Leuten heute in Kontakt zu bringen, so dass sie getröstet, ermutigt, gestärkt und lebenslustig ihren Alltag meistern können, dass sie unabänderliches Leiden ertragen und veränderbares Leiden angehen können, dass in Trauer und Angst begleitet sind und im Leben und Sterben Trost finden. Wenn die Milieuaufmerksamkeit das befördert, ist es gut. Sie kann aber die eigentliche Aufgabe nicht ersetzen. Milieuaufmerksamkeit ist ein notwendiger zweiter Blick für den Kontakt mit Alltagsrealität und dem Erleben der Leute – für die Gestaltung von Gottesdiensten und für die Arbeit der Kirche überhaupt.

Der erste Blick gilt immer dem Evangelium. Unsere Aufgabe ist es, das Evangelium so zu kommunizieren, dass es die Leute heute erreichen kann. Zu dem ersten Blick gehört vor allem:

dass wir selbst uns als Gottesdienstleiter/innen und Prediger/innen in die über Jahrhunderte lebendige Sprache der Verschiedenen in biblischen Texten, Liedern, Gebeten einleben und einüben und sie so in den von uns gestalteten Gottesdiensten hier und jetzt mit unserem Lebendigkeit füllen und ebenso uns von ihnen füllen lassen. Wenn wir als Predigende und als Gottesdienstleiter_innen, aber auch in unseren verschiedenen Aktivitäten auf diese Weise zu Medien des Evangeliums werden: Wir sollen durchlässig werden für das Evangelium, sollen es inszenieren, weitererzählen, in einer wertschätzenden und solidarischen Lebenshaltung zeigen, immer neu zu einer guten Gestalt bringen.

Das ist der nötige erste Blick. Und der kann durch den zweiten Blick unterstützt werden: wenn wir mit der alltäglichen Lebensrealität der Leute in ihrer Milieuzugehörigkeit und vor allem ihren sozial bedingten Lebenschancen und Ausgrenzungen wertschätzend und zugleich parteilich auf Seiten der Armen umgehen, und dabei zugleich und mit gleicher Intensität mit der milieubildenden Kraft des Evangeliums selber rechnen.

Und wir nehmen die Leute vor allem dann und darin ernst, wenn wir sie nicht nur in ihrem Erleben befragen, sondern immer damit rechnen, dass sie mit dem ganzen Reichtum des Lebens, das ihnen begegnet, und darin auch unseren Gottesdiensten selbsttätig und darin verändernd, für ihr Leben bedeutsam umgehen –immer so, dass sie – und nicht wir – es sind, die der Sprache ihres Lebens Gestalt geben.

Klavier

Ich habe im Grunde fertig. Ich möchte aber noch eine Zugabe geben, einen Gedanken, der in unserer Arbeit in der Praktischen Theologie – neben der Aufmerksamkeit auf Milieus – zunehmend wichtiger wird: Nämlich die Aufmerksamkeit auf Netzwerke.

Wir leben heute alle gleichzeitig in direkter face-to-face-Kommunikation und in sozialen Netzwerken – über Internet, aber auch über traditionellere Medien wie z.B. das Telefon. Dadurch verändert sich auch radikal die Arbeit der Kirchen.

Soweit ich das verstanden habe, sind für die Netzwerktheorie drei Stichworte in unserem Zusammenhang besonders wichtig: *Adressierungen* (Soziale Adressen, Adressbücher, mobilisierbare Adressen); die Beziehung von *Partizipation, Inklusion und Exklusion*; und schließlich: *Reziprozität*.

1. Adressierungen

Noch einmal: In der modernen medialen Gesellschaft liegt die *Grenzlinie* heute, von den kurzen Schwellen zum Umschalten einmal abgesehen (die außerdem bei Smartphones zunehmend minimiert werden), *nicht* zwischen Kommunikation zwischen leiblich Anwesenden und virtueller Kommunikation. Beide Lebensfelder spielen ständig ineinander, teilweise sind sie gleichzeitig. In Hamburg, in meinem Stadtteil, lebt jeder in seinem „inneren Dorf“, das eine Reihe leiblich erreichbarer Adressen hat, z.B.: Wohnungen von Freunden und Bekannten, Ungebäude, Kirchengebäude, Tanke, Getränkemarkt, Buchladen, Supermarkt, Kneipe, griechisches Restaurant usw., und eine Reihe von virtuellen Adressen, je nachdem, über Whatsapp, facebook, sms, Email, usw. Ich nehme „Netzwerk“ der Einfachheit halber für „inneres Dorf“.

Die Adressierung schließt ein, dass alle Beteiligten annehmende und wiedergebende Subjekte von Kommunikation sind. Entscheidend für die Wahrnehmungserweiterung kirchlicher Arbeit ist, dass in die Adressierung die drei Dimensionen Lebensstil, Lebenslage, Lebensführung gleichermaßen eingehen. Also: Geschmack in Musik, Kleidung, Filmen, Sprachspielen und alles, was die Milieutheoretiker_innen interessiert.

Zudem Lebenslage-Dimensionen, beispielsweise: Haushaltseinkommen. Größe, Lage, Qualität und Mietpreis der Wohnung. Verkehrsmäßige Anbindung (in Hamburg z.B. sind ganze Viertel schon dadurch zu Ghettos gemacht worden, dass „vergessen“ wurde, für U- oder S-Bahn-Anbindung zu sorgen). Bildungsmöglichkeiten: Kindergärten, Schulen, Erwachsenenbildung usw.. Treffpunkte und kulturelle Events von Eckkneipe, Kiosk, bis Bürgerhaus und Kulturzentrum usw.

Und Aufmerksamkeit auf Lebensführungsfragen. Wie gehen die Menschen mit ihren Lebenslagen um? Welche Spiele, Strategien, Lebensgefühle sind wahrnehmbar zwischen Einstimmung und Veränderung, Rückzug und Präsenz, Apathie und Widerstand. Und an welchen Knoten von Netzwerken, Treffpunkten und Andockmöglichkeiten in der körperlich präsenten oder medialen Welt, bekomme ich all das raus?

Die entscheidende Frage mit Blick auf die Armutproblematik ist die Erweiterung von Partizipationsmöglichkeiten. Je nachdem welche spezifische Eingrenzung durch Thematisierung ich für die jeweilige Adressierung aufrufe: Will ich – als handelndes Subjekt, beispielsweise Pfarramtsmitglieder in einer Parochie, Kirchengemeinderat, Mitarbeiter_in in einem Pädagogisch-Theologischen Institut oder anderem „kirchlichen Ort“ – zu einem Gottesdienst einladen? Will ich eine „Tafel“ vor Ort durch kulturelle Angebote (zwischen Friseur und Tierärztin, Hiphop und Hidden Shakespeare) erweitern? Will ich eine Initiative gegen Mietwucher unterstützen? Will ich einen alternativen Begegnungs- und Wertschätzungsraum zu „braunen Ökologen“ auf dem Mecklenburger Land (und vielleicht gibt es so etwas ja auch in der Braunschweiger Landeskirche) stärken: „wir bleiben hier“? Will ich Wohlhabende für Fundraising gewinnen, solche Projekte zu unterstützen? usw. usw.: Immer geht es um die Erweiterung von Partizipationsmöglichkeiten der beteiligten Subjekte.

2. Partizipation, Inklusion und Exklusion

In biblisch-neutestamentlicher Perspektive liegt hier m.E. ein zentrales Thema: Menschen als Subjekte achten und nicht zum Mittel für Interessen degradieren. Menschen in ihrer Selbsttätigkeit unterstützen. Als „Adressen“ eines Netzwerkes *nehmen* und *geben* alle Beteiligten gleichermaßen. Und deshalb: In der Basisadressierung um möglichst unverkürzte Wahrnehmung bemüht sein – für spezifische Projekte werden dann Auswahl von Informationen und Konturierung jeweils sinnvoll sein.

Ich möchte das Problem noch einmal an der Frage der Armut deutlich machen. Armut zeigt sich, je vor Ort mit besonderem Gesicht, in Ausschluss aus Partizipationsmöglichkeiten. Hier kann möglichst vollständige Adressierung in Netzwerken eine schlagkräftige Gegenstrategie sein. Ich sehe hier eine wichtige Aufgabe für kirchliche Orte: Gemeinden vor Ort und kirchliche Orte in der Region können Wahrnehmungsoffenheit, und nachbarschaftliche Solidarität fördern. Sie werden auf die achten, die von Exklusionsprozessen besonders betroffen sind (z.B. Zwang zum Wegzug wegen überhöhter Mietpreise, struktureller Ausschluss von Teilnahme durch finanzielle, aber auch bildungsmäßige Hürden).

Was die gottesdienstliche Arbeit von Ort angeht, scheint mir nötig, das gegenwärtig erkennbare Bemühen um Inklusion durch „leichte Sprache“ in Liturgie und Predigt wichtig. Darüber können wir noch in der Diskussion sprechen. Wichtig ist, möglichst ohne inhaltliche Verkürzung – je nach Adressen und Milieus spezifisch – darauf zu achten, wie die Leute *tatsächlich* sprechen.

Charakteristisch für Leben und Botschaft des Jesus von Nazareth ist, dass er Exklusionsmechanismen durchbrochen hat. Er isst und trinkt mit sozial und religiös ausgegrenzten Menschen. Er vergibt Sünde ohne vorausgegangene „Besserung“ der Leute und hebt so die Trennung zwischen Gott und den Menschen und der Menschen untereinander auf. Er gibt sein Leben für seine Freund_innen an einem Ort, der jenseits der Inklusionsgrenzen von Tempel und heiliger Stadt liegt. Die Verheißung des Reiches Gottes und der Auferstehung gilt allen.

Die evangelische Kirche nimmt diese Melodie auf. Netzwerke, die hier verantwortet werden, sollen Inklusion fördern – wechselseitige Wahrnehmungsbereitschaft, Achtsamkeit, Solidarität. Sie sollen Exklusionsmechanismen thematisierbar und veränderbar machen helfen. Sie sollen immer dann, wenn durch Themen und Schwerpunkte Exklusionen faktisch eintreten, Fähigkeit zu Selbstwahrnehmung, Selbstkritik und Veränderbarkeit fördern.

3. Reziprozität

Es geht darum, die kirchlichen Angebote so zu gestalten, dass Andere, erst recht ganze Gruppen angestoßen werden, eine mit der Kommunikationsöffnung gegebene Animation anzunehmen (also mit Aufmerksamkeit zu bedenken) und zu erwidern (durch eigene Nachricht, eine Unterschrift, weitergehendes Engagement usw.). Das ist unter Bedingungen medialer Kommunikation und Überflutung mit Aufmerksamkeitshaschern an bestimmte Bedingungen gebunden. Sie muss *spannend sein*, d.h. die Interessen und Lebensbedürfnisse der Angesprochenen vorweg durch Perspektivenübernahme erahnt haben, soweit dies möglich ist. Sie darf *nicht überfordern*, d.h. sie muss hinreichend spezifisch sein. Und sie muss für möglichst viele im angezielten Netzwerk *attraktiv sein*: muss ein Versprechen, eine Verheißung beinhalten, die nicht nur angenommen werden kann, sondern zu freier Selbsttätigkeit einlädt.

Für die kirchliche Arbeit scheint mir dieser relationale, beziehungsorientierte Ansatz der Netzwerktheorien entscheidend.

Dies gilt zuerst empirisch-analytisch: Als Wahrnehmungsoffenheit dafür, welche formellen und informellen Netzwerke faktisch existieren, welche Bedeutung sie für die Betroffenen haben, wie Macht verteilt ist, wie Inklusion und Ausgrenzung funktionieren.

Normativ scheinen mir die Perspektiven der Partizipationserweiterung und der Stärkung der Selbsttätigkeit der beteiligten Subjekte bindend. In biblisch-theologischer Perspektive ist vor allem nötig, nicht zu rigide zu sein und von den Leuten nicht ständig zu viel zu erwarten.

Biblisch ist bleibende, aber freie Beziehung wichtig. Durch das Beziehungs-Netzwerk des Glaubens klingt die Rechtfertigungsverheißung als animierende Grundmelodie: Das

Evangelium als Wirklichkeit schaffende Zusage, weder erlittene Gewalt noch erfahrenes Gutes „heimzahlen“ zu müssen. Das Zentrum der evangelisch-christlichen Religion liegt in

der Befreiung von der meist unbewusst wirksamen Verpflichtung, im Schlechten wie im

Guten Empfangenes heimzahlen zu müssen, und in der Eröffnung von *lebendiger Beziehung*.

Dieser Freispruch, den Gott in der Geschichte Jesu Christi seinen Menschen mitteilt, richtet in sich verkrümmte Gestalten auf, nimmt drückende Last von Körper und Seele, und eröffnet ein Lebensgefühl und eine Haltung der Dankbarkeit und Beziehungsoffenheit. Um sich selbst

kreisende Menschen können für andere geöffnet werden, überaktive und überengagierte

Menschen können sich verpusten. Wir alle werden in Leib und Seele befreit, weil Gott für uns sorgt und für uns genug getan hat. Wenn wir uns darauf verlassen, können wir unseren Alltag

leben auch da, wo es nicht einfach ist.